

Amelie Murmann

WANDERER

SAND DER ZEIT



Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Amelie Murmann, 2014

Betreuendes Lektorat: Pia Trzcinska

Umschlagbild: shutterstock.com / © Manczurov / © gudimm / © Vadim
Turetskiy

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-066-7

www.carlsen.de

Amelie Murmann



WANDERER

S A N D D E R Z E I T



Für meine Eltern, die mir Geschichten vorlasen und mir so die Fantasie schenkten.

Für Mareike, die süßeste Zitrone der Welt, die mir Harry Potter vorstellte und mich lehrte, das Lesen zu lieben.

Für Angelina, meine ganz persönliche Anna.

Für Nizzan, weil es mir eine Ehre ist, ihre beste Freundin sein zu dürfen.

Und für Tanja, ohne die ich dieses Buch nie beendet hätte.

1. KAPITEL

SCHNEEWITTCHEN UND DIE ZIEGE



Alles begann mit Schwärze. Der Art von Schwärze, die einem das Gefühl gibt, nicht nur blind, sondern auch taub zu sein. Sie umschmeichelte mich, drang in mich ein und machte es unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich streckte meine Hand aus und kniff die Augen zusammen, um meine Finger doch noch erspüren zu können. Doch dann spürte ich einen Luftzug auf der Haut. Ich stieß gegen etwas Kühles. Eine Türklinke. Ohne zu zögern, drückte ich sie herunter und öffnete die Tür.

Die Dunkelheit war fort. Für einen Moment musste ich die Augen schließen, da das Licht, das hindurchdrang, mich so stark blendete. Dann hörte ich das leise Zwitschern von Vögeln und das Rauschen von Blättern hoch über mir. Langsam öffnete ich wieder meine Lider.

Lichtreflexe tanzten über eine Waldwiese und machten sie zu einem bezaubernden Ort. Fast erwartete ich, dass Schneewittchen um die nächste Ecke bog und ein Liedchen trällerte. Ich sah mich um und entdeckte nicht weit von mir entfernt ein junges Reh, das dort friedlich graste. Ich lächelte. Das Reh erinnerte mich an mich selbst und ich war auf unerklärliche Weise froh, dass es so friedlich schien. Es neigte seinen schlanken Hals zur Seite und blickte mich aus braunen Augen an. Dabei legte es den Kopf schief, als wolle es mich etwas fragen. Doch ich konnte es natürlich nicht verstehen.

»Was tust du hier?«, fragte ich, obwohl ich mir dabei reichlich dämlich vorkam. Immerhin sprach ich hier mit einem Tier. Die Wahrscheinlichkeit,

eine Antwort zu bekommen, war entsprechend gering.

Das Reh sah mich noch einen Moment lang an, dann fuhr sein Kopf herum und es blickte in die Schatten zwischen den Bäumen. Ein Rascheln erklang und ganz langsam schob sich eine Pfote aus dem Dickicht hervor. Ich wich ein paar Schritte zurück, bevor ich entdeckte, dass es nur ein großer Hund und ein Fuchs waren. Sie kamen näher und legten sich dann ruhig und zufrieden ins Gras. Das Reh leckte über das rostrote Fell des Fuchses.

Das hier war definitiv das Seltsamste, was ich je zu sehen bekommen hatte. Den wasserskifahrenden Pudel bei Youtube miteingeschlossen. Mal ganz davon abgesehen, dass ich bisher noch nie einen Fuchs gesehen hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie sich mit Rehen anfreundeten. Eine Weile beobachtete ich die Tiere dabei, wie sie eng aneinandergeschmüsst in der Sonne dösten. Als ich mich zu den Tieren setzte, und das Reh seine Schnauze an meiner Schulter rieb, fühlte ich mich tatsächlich ein wenig wie Schneewittchen. Und auf seltsame Weise spürte ich eine sehr enge Verbundenheit mit diesen Tieren, die sich mit jeder Sekunde mehr festigte. Erst ein leises Grollen riss mich aus meiner Faszination. Als ich mich umdrehte, erstarrte ich.

Ein Löwe stand etwa fünfzehn Meter entfernt im hohen Gras. Er sah mir direkt in die Augen, was einen Schauer durch meinen Körper jagte, den ich bis in die Fingerspitzen fühlen konnte. Der Löwe schlich sich näher an uns heran, doch aus irgendeinem unerfindlichen Grund wusste ich, dass er uns nichts tun würde. Ein wenig entfernt blieb er endgültig stehen. Ich blickte noch immer in seine Augen und erkannte in ihnen so etwas wie Schmerz. Fast, als habe er Gefühle. Als sei er menschlich. Und dann, ganz plötzlich, verschwand er, verschwanden die Tiere an meiner Seite, die Wiese, die Lichtung, der Himmel – bis ich wieder nichts wahrnehmen konnte als Stille und Schwärze.

Ich schreckte hoch. Es war, als hätte mir jemand ins Gesicht geschlagen. Ich wusste nicht einmal mehr, wo ich mich befand. Meine Gedanken kreisten

um den Löwen auf der Lichtung und das, was ich in seinen Augen gesehen hatte.

»Emilia?«, flüsterte eine Stimme direkt neben meinem Ohr. Erschrocken fuhr ich herum und stieß dabei mit dem Kopf gegen etwas Hartes.

»Autsch! Sag mal, geht's noch?«

Die Stimme kannte ich. »Wo bin ich?«

Sophie seufzte. »Meine Güte, das muss ja mal ein Albtraum gewesen sein.« Ich öffnete die Augen und sah meiner Freundin direkt ins Gesicht. Sie grinste. »Na, Schlafmütze? Hast einen schönen Aufruhr verursacht. Herumgeschrien, gestrampelt und alles, was dazu gehört.« Das Grinsen wurde breiter.

Als ich mich umsah, wurde mir plötzlich wieder bewusst, wo ich war: Ich saß mit meinem Kurs in einem Bus auf dem Weg zu einer Kunstausstellung. Kunst. Das war das Fach, in dem ich es einfach nicht schaffte, eine gute Note zu bekommen. Nun ja, eine Drei minus war eigentlich gar nicht so schlecht, aber sie ruinierte mir den Durchschnitt. Und wenn auf dem Zeugnis in drei Tagen nicht überall eine Eins oder eine Zwei stand, war meine letzte Chance an der Palaestra-Viatorum-Privatschule angenommen zu werden verstrichen. Für immer.

Blut schoss mir in die Wangen, als ich bemerkte, dass einige meiner Mitschüler mich mit hochgezogenen Augenbrauen anstarrten. Ich ließ mich tiefer in den Sitz sinken und schlug die Hände über die Augen.

»Hab ich wirklich geschrien?« Ich fürchtete mich fast vor der Antwort. Sophie lachte.

»Ja, total. Also man konnte dich bestimmt im ganzen Land hören.« Dabei setzte sie eine solch unschuldige Miene auf, dass ich erleichtert aufatmete.

»Aha.« Ich lächelte. »Und was habe ich bitte gesagt?« Erwartungsvoll sah ich ihr in die Augen. Sie verzog keine Miene, zupfte sich aber am Ohrläppchen. Ein sicheres Zeichen dafür, dass sie flunkerte.

»Du hast gesagt: ›Oh Florian, lass mich dein versteinertes Herz erweichen!«

Ich bin auf immer dein!« Oder so ähnlich.« Sophie wackelte mit den Augenbrauen. Mir jedoch fiel ein Stein vom Herzen. Nicht einmal in meinen verrücktesten Träumen würde ich mich gemeinsam mit Florian Ostfeld sehen. Nie und nimmer.

»Sophie, du weißt genau, dass ich ihn nicht auf diese Art mag. Damit hast du dich leider verraten.« Ich rieb mir den Schlafsand aus den Augen und dachte wieder an meinen Traum zurück.

»Was hast du denn wirklich geträumt, dass du so völlig durch den Wind bist?« Sophies Miene war jetzt ernst. Sie erwartete eine ehrliche Antwort.

»Jemand, der mir etwas bedeutet hat, ist verletzt worden.« Das war nicht wirklich gelogen, immerhin hatte in den Augen des Löwen ganz klar Schmerz gelegen und er hatte mir etwas bedeutet, auch wenn er weder real noch ein Mensch gewesen war. Ich wäre mir allerdings äußerst seltsam vorgekommen, hätte ich ihr die Wahrheit gesagt.

Sophie strich mir beruhigend über den Arm. »Es war ja nur ein Traum« murmelte sie.

»Ja«, antwortete ich. Nur ein Traum ...

Die Männer an der Bar saßen so dicht beieinander und sprachen so leise, dass Maximilian sich am liebsten auf den Platz direkt neben ihnen gesetzt hätte. Doch das wäre zu auffällig gewesen. Und nichts war wichtiger, als dass niemand bemerkte, dass er hier war. Aber so musste er mit einem Platz am anderen Ende der Bar vorliebnehmen. Wie sollte er von hier aus herausbekommen, ob sie dabei hatten, wonach er suchte?

Er winkte den Barkeeper zu sich heran. »Una birra, per favore.« Der Mann ging und wenig später schob er ihm ein Glas über die Theke. Maximilian nickte kurz und fuhr dann damit fort, die Männer zu beobachten.

Sein Blick wanderte zur kleinsten der Gestalten. Er hatte so eine Ahnung,

wer das sein könnte, und beim bloßen Gedanken daran ballten sich seine Hände zu Fäusten. *Verräter*, war der einzige Gedanke, der seinen Kopf erfüllte. *Verräter, Verräter, Verräter.*

Der junge Mann lehnte sich ein Stück zurück, wobei ihm die Kapuze vom Kopf rutschte. Die schwarzen Locken waren länger geworden, seit Max ihn das letzte Mal gesehen hatte, und unter seinen Augen hatten sich dunkle Ringe breitgemacht. Doch er war noch immer derselbe, sah noch immer so aus wie sein bester Freund. Max wusste selbst nicht, wieso ihn das so schockierte. Vielleicht lag es einfach daran, dass sein Blickwinkel sich so sehr verändert hatte. Vielleicht wollte er auch einfach glauben, dass es nicht Niccolo war, der sie alle verraten hatte. Dass es sein böser Zwillingsbruder gewesen war. So etwas in der Art. Aber er wusste selbst, wie albern das klang.

»Ich habe es dabei«, sagte Niccolo jetzt lauter als zuvor. Er fühlte sich sicher, überlegen. So war er schon immer gewesen. Max lächelte in sich hinein. Seine Überheblichkeit würde ihm schon bald vergehen.

Niccolo griff in seine Tasche und Max sah einen Hauch von Gold aufblitzen. Das war alles, was er brauchte. Der Rest des Gespräches war nicht wichtig, nichts war mehr wichtig außer der Tatsache, dass das hier seine Chance war. Seine Chance, alles wieder zum Guten zu wenden. Seine Chance, Rache zu nehmen. Er legte dem Barkeeper fünf Euro auf den Tresen und verließ den Raum.

Auf den großen Straßen Roms wimmelte es nur so von Menschen. Dort wäre es sicher schwer gewesen, sich an Niccolos Fersen zu heften. Doch die Bar lag so abgelegen, dass es leicht werden würde. Fast schon zu leicht.

Max schob seine Sonnenbrille ein Stück höher, zog die Kapuze tiefer ins Gesicht und bereitete sich darauf vor, in der abendlichen Dämmerung seine Beute zu verfolgen.

»Emilia Sommer!«

Der Ruf schreckte mich aus meinen Gedanken hoch. Die Kunstlehrerin Frau Ziegner, von allen Schülern liebevoll »die Ziege« genannt, sah von ihrem Klemmbrett auf. Noch bevor ich auch nur die Hand heben konnte, wiederholte sie meinen Namen, diesmal ein paar Oktaven höher. Ich kannte diese Stimmlage nur zu gut. Die benutzte sie auch immer, wenn sie eines von meinen Bildern betrachtete. »Absolut kein Talent ...«, murmelte Frau Ziegner dann immer vor sich hin. Allerdings so laut, dass es jeder im Umkreis von fünf Metern mitbekam. Ich seufzte und hob die Hand.

»Anwesend.« Ich hoffte, sie würde es dabei belassen. Aber natürlich tat sie das nicht. Wäre ja auch zu schön gewesen.

»Ich bin schon sehr gespannt auf deinen Aufsatz. Etwas bereits Existentes zu kritisieren, liegt dir wirklich sehr. Viel mehr, als etwas Neues zu erschaffen.« Einige kicherten. Florian grinste breit, denn er war quasi hochbegabt, was Kunst betraf. Er hatte bereits ein Stipendium für eine Kunstuniversität sicher und würde deshalb vermutlich nicht einmal sein Abi machen müssen. Die Welt war einfach nicht fair. Aber selbst dieses schlagende Argument würde mir bei der Ziege nicht weiterhelfen.

»Danke!«, sagte ich stattdessen und meinte es tatsächlich auch so. Immerhin waren die Zeugniskonferenzen schon längst gelaufen. Die Tatsache, dass ich die Möglichkeit bekam, mich noch um eine Note zu verbessern, hatte ich allein meiner Hartnäckigkeit und Frau Ziegners gutmütiger Notengebung zu verdanken. Immerhin war es ihre Idee gewesen, mir eine Zusatzaufgabe zu geben und diese zu dreißig Prozent in die Note einfließen zu lassen. Also musste ich eigentlich nur folgendes tun: mir eines der Bilder in der Ausstellung aussuchen, ein paar Seiten darüber schreiben und dafür eine Eins kassieren. Leider war das leichter gesagt als getan.

Frau Ziegner hatte mittlerweile das Überprüfen der Namensliste beendet und entließ uns alle schließlich der Kunst *mit all ihren Zaubern und Wundern*.

Jemand klopfte mir von hinten auf die Schulter. Florian.

»Du packst das schon, Emmy. Wir alle glauben an dich.« Ich hasste es, wenn jemand mich so nannte. Florian wusste das nur allzu gut, doch er ignorierte meinen wütenden Blick und schob mich zu einem der Bilder hinüber. Ich konnte darauf keine Einzelheit erkennen. Nichts machte für mich Sinn. Ich seufzte. Abstrakte Kunst hatte bei mir schon immer Kopfschmerzen ausgelöst.

»Und? Verstecken sich irgendwelche Ideen unter diesem Vogelnest?« Er zupfte an meinen dunklen Locken und grinste. Verärgert schlug ich seine Hand weg. Dann wandte ich mich wieder dem Bild zu.

»Ich weiß nicht ... Vielleicht ein Baumhaus?« Hinter mir kicherte Sophie. Ich fragte mich, ob ich wohl noch tiefer sinken konnte. Meine Finger schlossen sich fester um den Schreibblock und ich wandte mich von den beiden ab.

»Wisst ihr was? Lasst mich diesen Mist einfach allein machen. Ihr seid mir ohnehin keine Hilfe.« Wahrscheinlich würde Sophie wieder tagelang schmollen, aber das war mir im Moment egal. Was ich jetzt brauchte, war etwas, das leicht zu interpretieren war, selbst für jemanden, der keine Ahnung von Kunst hatte. Jemanden wie mich. Es musste etwas Simples sein, so wie eine Straße, die in die Ferne führt, ein einsamer Wanderer am Meer oder ...

»Bingo!« Vor einem Ölgemälde blieb ich stehen. Es zeigte ein kleines Bootshaus an einem See, in dessen Oberfläche sich die pure Natur spiegelte. Ich besah mir den Titel und lächelte. Das Gemälde hieß »Natur«. Vielleicht würde der Aufsatz ja gar nicht so schlecht werden.

Maximilian beobachtete, wie Niccolo allein die Bar verließ. Sein Gang federte ganz so, als sei er stolz auf sich. Am liebsten hätte Max ihm eine verpasst. Dafür, dass er die Scherben des Stundenglases und den Sand der Zeit

gestohlen hatte, dass er sich auf die andere Seite geschlagen hatte, und am meisten dafür, dass er Max nichts davon gesagt hatte. Die beiden waren ihr ganzes Leben lang die besten Freunde gewesen. Er war derjenige gewesen, der Niccolo stets verteidigt hatte, im Glauben, er sei anders als sein Onkel. Er hatte Niccolo für missverstanden gehalten. Verärgert verzog er das Gesicht. Wie sehr man sich doch täuschen konnte.

Niccolo hatte nun die nächste Kreuzung erreicht und wandte sich kurz um. Doch Max stand so weit im Schatten der Häuser, dass er mit ihnen verschmolz und so für Niccolo unsichtbar sein musste. Einen Moment lang glaubte er trotzdem, Niccolo hätte ihn entdeckt. Doch dann drehte dieser sich um und war verschwunden. Max atmete tief durch. Ihn jetzt aus den Augen zu verlieren, wo er so nah dran war, die Teile des Stundenglases zurückzuholen, wäre fatal gewesen.

Er hatte nun die Ecke erreicht, an der Niccolo abgebogen war. Langsam spähte er um sie herum. Doch die Gasse, die vor ihm lag, war leer. Ungläubig trat er ganz aus dem Schatten und lief einige Schritte weiter. Hatte sich der Verräter über die Dächer geflüchtet? Oder war er in einem der Häuser verschwunden? Oder war das hier sogar eine Falle? Wenn ja, dann konnte er sich nicht ausmalen, was der Grund dafür sein könnte. Er konnte einfach nicht begreifen, was geschehen war. Bis er es entdeckte. Das Gemälde. Es lehnte an einer der Hauswände, unschuldig, als wäre es einfach nur eine Anhäufung von Farben. Max fluchte, dann rannte er los. Direkt vor dem Bild bremste er schlitternd ab und erkannte gerade noch an der nassen Farbe, dass es ein recht neues Bild zu sein schien, vermutlich nur für diesen Anlass erstellt. Um Niccolo die Flucht zu erleichtern. Ohne einen Blick zurück stürzte Max sich kopfüber nach vorn und wurde von einem Wirbel aus Farben und Formen verschluckt.

2. KAPITEL

EISPRINZESSIN



Ich hatte gerade den Stift zur Seite gelegt, als ein Junge wie aus dem Nichts vor mir auftauchte. Verwirrt starrte ich ihn an. Er war nicht sehr groß, vielleicht fünf Zentimeter größer als ich selbst, aber er sah trotzdem so aus, als müsse man sich von ihm fernhalten. Die schulterlangen, dunklen Locken fielen ihm in die Augen und seine Klamotten sahen wie die eines Obdachlosen aus. Und dann war da dieser Blick. Ein Blick, der besagte, dass er vor nichts und niemandem Angst hatte. Fasziniert beobachtete ich ihn.

Er war vor einem Gemälde ein paar Bilder weiter einfach ... aufgetaucht. Nicht so, als wäre er schnell dorthin gerannt, sondern er war plötzlich einfach *da* gewesen. Er richtete sich nun auf, schob seine Tasche zurecht und klopfte sich etwas von den Kleidern, das aussah wie Konfetti.

Langsam erwachte ich aus meiner Starre. In der Hoffnung, er könne mir erklären, was gerade geschehen war, ging ich einige Schritte näher an ihn heran. Doch noch bevor ich etwas sagen konnte, wandte er sich um und rannte auf ein anderes Bild zu, das Gemälde einer dicken Frau in einem pinken Kleid.

»Hey!«, rief ich. Wenn der so weiter machte, würde er direkt gegen die Wand krachen. Und ich bezweifelte, dass das gut ausgehen würde. Weder für ihn noch für die Wand.

Doch er hielt nicht an. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, als lief er nur noch schneller, nachdem er mich gehört hatte. Als mir klar wurde, dass er

nicht anhalten würde, schloss ich die Augen und wartete auf den Knall. Aber er kam nicht. Stattdessen tippte mir jemand auf die Schulter.

»Ähm, was tust du da?« Ich öffnete die Augen und sah mich nach dem Jungen um, aber der war einfach verschwunden. Stattdessen stand Sophie vor mir und sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Wieso hast du die Augen zu? Glaubst du, du kannst die Kunst dann besser spüren?«

»Ja«, erwiderte ich etwas patzig. »Aber das geht nur, wenn ich alleine bin.« Sophie warf mir einen gekränkten Blick zu und öffnete den Mund, ganz so, als wollte sie etwas sagen. Dann schien sie es sich aber doch anders zu überlegen, wirbelte herum und stolzierte davon. Ich seufzte. Jetzt hatte ich meine beste Freundin innerhalb von weniger als einer Stunde gleich zweimal verletzt. Das musste ein neuer Rekord sein.

Egal, im Moment gab es Wichtigeres. Nämlich den Typen, den ich mir gerade vielleicht nur eingebildet hatte. Zumindest schien es so, als sei ich die Einzige gewesen, die mitbekommen hatte, was geschehen war. Alle anderen Galeriebesucher hatten nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Selbst diejenigen, die so nah gestanden hatten, dass sie ihn gar nicht hätten übersehen *können*.

Ich näherte mich dem Bild, vor dem er aufgetaucht war. Es war nicht viel darauf zu sehen. Für mich sah es aus wie eine weiße Leinwand mit einem großen, schwarzen Klecks Farbe darauf. »Verdammnis« war das Ganze betitelt. Ja, wie dumm von mir, da hätte ich auch von allein draufkommen können.

Vielleicht verbarg sich hinter dem Bild eine Geheimtür, so mit geheimem Öffnungsmechanismus, Geheimcode oder, naja, irgendwas Geheimem eben. Aber das Bild ließ sich ganz leicht abnehmen und dahinter war nichts als weiße Wand. Einer der Aufseher warf mir einen bösen Blick zu und ich schenkte ihm ein verlegenes Lächeln, bevor ich mich wieder dem Problem meiner geistigen Gesundheit widmete. Ich beschloss, dass meine Fantasie mir einen Streich gespielt hatte und ich in Zukunft weniger unrealistisches

Zeug im Fernsehen schauen sollte.

Und das war der Moment, in dem mich etwas mit voller Wucht gegen die Brust traf und ich flach auf den Boden gedrückt wurde. Es fühlte sich an, als würde meine Lunge zerquetscht werden und ich schnappte immer wieder nach Luft, während ich mich mit Händen und Füßen frei kämpfte. Ein Stöhnen ertönte über mir, als mein Fuß gegen etwas Hartes stieß. Dann verschwand das Gewicht von meinem Körper.

Ich setzte mich auf, rieb mir die Rippen, während ich noch immer verzweifelt versuchte, richtig zu atmen und herauszufinden, wohin mein Angreifer verschwunden war. Links von mir stand ein kleiner Junge, zeigte mit einem Finger auf ein Gemälde, das ein rotes Cabrio darstellte, und sagte ständig: »Da. Brumm«. Auf der anderen Seite stritt ein altes Ehepaar darüber, ob sie am Freitag zum Bingo spielen gehen sollten oder nicht. Blieb also nur noch eine Richtung. Stöhnend kam ich auf die Füße und blickte hinter mich.

Ein Junge stand mitten im Raum, fasste sich ans Knie und fluchte vor sich hin. Na ja, eigentlich war er kein Junge mehr, eher ein junger Mann. Spontan hätte ich ihn auf neunzehn geschätzt. Genau wie beim ersten Typen, schien ich auch hier wieder die Einzige zu sein, die ihn bemerkt hatte. Das alte Paar wandte sich jedenfalls nicht um, um ihn für seine Ausdrucksweise zu rügen.

Bis auf die Tatsache, dass anscheinend nur ich ihn sehen konnte, er mich aber nicht beachtete, hatte er allerdings nichts mit dem ersten Jungen gemeinsam. Sein Haar hatte einen hellen Brauntönen, war fast glatt und auch bei weitem nicht so lang. Außerdem sahen seine Klamotten aus, als hätten sie ein Vermögen gekostet und nicht, als stammten sie vom nächsten Trödelmarkt. Aber ich hatte so das Gefühl, dass der Blick genau dasselbe bedeutete ...

»Hey!«, sagte ich empört, aber er hatte mich entweder nicht gehört oder war zu sehr damit beschäftigt, nach irgendwas Ausschau zu halten. Er humpelte zurück zu dem »Verdammnis«-Bild und seufzte. Dann lief er genau

wie der erste Junge auf eine der Wände zu. Hatte der sie denn noch alle?

»Ist es jetzt die neueste Mode, Leute zu ignorieren und dann quer durch den Raum zu rennen?«, fragte ich, diesmal lauter, betrachtete dabei aber möglichst lässig meine Fingernägel. Er hielt ruckartig an und bewegte sich einen Moment lang gar nicht mehr. Na, immerhin etwas. »Und sollte man sich nicht eigentlich entschuldigen, wenn man ein Mädchen einfach umrennt? Das gebietet doch die Höflichkeit.« Ganz langsam drehte er sich um und starrte mich an. Ja, definitiv der Ich-bringe-Ärger-Blick. Seine grünen Augen waren weit aufgerissen, so als befände er sich in einer Art Schockzustand.

»Hast ... Bist ... Redest du etwa mit *mir*?«, fragte er und hinkte näher. Er sah mir fest in die Augen, als suche er dort nach der Antwort.

»Nein, mit dem anderen Kerl, der mich gerade umgerannt hat. Weißt du, das passiert mir eigentlich ständig. Dass Leute so aus dem Nichts auftauchen, mich über den Haufen rennen und dann auf dem Boden erstickend liegenlassen. Völlig alltäglich bei mir.« Ich verdrehte die Augen. *Redest du mit mir?* Was war das denn auch für eine blöde Frage?

»Wer zur Hölle bist du?« Das hörte sich fast wie ein Knurren an. Ich hatte eigentlich angenommen, ich sei die Verrückte, aber das hier war die Bestätigung, dass ich damit falsch lag.

»Hi, ich bin Emilia. Ich würde ja sagen, sehr erfreut, deine Bekanntschaft zu machen, aber das wäre gelogen.« Er sah mich an als würde er mich am liebsten erwürgen.

»Schluss mit den Spielchen!«, fauchte er. »Für wen arbeitest du?« Ich starrte auf seine Stirn. Da war so ein Nerv, der ständig zuckte. Einen Moment lang verspürte ich den Drang, mit der Hand darüber zu streichen, aber das unterdrückte ich. Wie sich gerade gezeigt hatte, war ja nicht ich die Verrückte von uns beiden.

»Ich arbeite für niemanden. Ich gehe nämlich noch zur Schule, wie du dir vielleicht gedacht hättest, wenn du dein Gehirn mal einschalten würdest. Auf

das Bergheimer Gymnasium, um genau zu sein.«

»Bergheim?« Er lächelte. Einen Moment lang glaubte ich, so etwas wie Erleichterung in seinem Blick zu erkennen.

»Ja, Bergheim. Die Stadt, in der du dich befindest? Ich hoffe, du hast einen guten Psychiater, sonst sehe ich schwarz für deine Zukunft.« Das schien ihn aus einer Art Trance aufzuwecken, denn er musterte mich abschätzend.

»Tja, *Emmylein*.« Er betonte diesen lächerlichen Spitznamen, als genieße er es, mir auf den Wecker zu gehen. »Ich muss dich an dieser Stelle leider verlassen. Ich habe noch Dinge zu erledigen. Aber ich bin mir sicher, dass wir uns schon ganz bald wiedersehen werden.« Und dann humpelte er davon, ohne sich auch nur noch ein letztes Mal nach mir umzusehen. Ich stand einfach nur da, sah, wie er um eine Ecke bog, und fragte mich noch im selben Augenblick, ob ich mir das alles bloß eingebildet hatte.

»Maximilian? Der Rektor wird dich gleich empfangen. Nur noch einen kleinen Augenblick«, verkündete Frau Schneider, die Sekretärin der Schule. Sie war von so schmaler und kleiner Statur, dass es schien, als könne sie niemandem etwas zu Leide tun. Aber Max wusste es besser. In ihrer Jugend war sie eine so bedeutende Seherin gewesen, dass selbst der Rat versucht hatte, sie für sich zu gewinnen. Man erzählte sich, dass sie mit einem bekannten Rockstar verheiratet gewesen war und das Leben in vollen Zügen genossen hatte. Aber diese Zeiten waren vorbei. Irgendwann hörten die Visionen der Seher auf und dann erst wurde ihnen klar, dass sie von vielen ihrer Freunde nur benutzt worden waren. Jeder war nun mal auf seinen eigenen Vorteil aus. Die Welt der Wanderer war da kein bisschen besser als die der Normalsterblichen.

Maximilian seufzte. Das bevorstehende Gespräch hatte er jetzt schon fast zwei Tage lang vor sich hergeschoben. Die Vorstellung, dem Rektor erklären zu müssen, dass ihm Niccolo entkommen war, war alles andere als rosig. Und

die Tatsache, dass ein Mädchen mit magischem Potenzial existierte, das nicht ausgebildet worden war, machte das Ganze auch nicht besser. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und versuchte den Gedanken daran zu verdrängen. Vergeblich. Sie hatte ihn ganz klar erkannt. Kein Zweifel hatte in ihren dunklen Augen gestanden, nicht einmal der geringste. Aber wie hatte der Rat so etwas übersehen können?

»Maximilian? Herr von Hohenfeld wird dich jetzt empfangen«, sagte die Sekretärin und hielt ihm die Tür zum Büro des Direktors auf. Er seufzte wieder, erhob sich dann aber und trat ein.

Die Beleuchtung des Büros war so schlecht, dass Max sich jedes Mal wieder fragte, wie der Rektor hier arbeiten konnte.

Herr von Hohenfeld, Direktor des PV-Internats, war einer der wenigen Menschen, denen Maximilian wirklich vertraute. Vielleicht lag es teilweise daran, dass er trotz der grauen Strähnen in seinem Haar noch den Anschein machte, als habe er jede noch so ausweglose Situation im Griff. Max kannte ihn schon fast sechs Jahre, seit dem Tag, an dem Max' Mutter gestorben war. Er verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln. *Gestorben*, das war so weit von der Wahrheit entfernt wie nur irgend möglich. Seine Mutter war nicht von ihm gegangen oder ins Licht getreten. Sie war ermordet worden. Kaltblütig und hinterrücks im Schlaf erstochen. Nur schien das niemand wirklich beim Namen nennen zu wollen.

»Herr von Hohenfeld, ich habe leider keine guten Neuigkeiten. Ich ...« Er verstummte, wusste einfach nicht, wie er anfangen sollte. Doch der Rektor lächelte.

»Ich habe bereits gehört, was passiert ist. Der Rat ist zwar nicht gerade erfreut, doch, wenn Niccolo einen Seher zur Hilfe hatte, dann gab es nichts, was du hättest tun können. Sicher hat der Seher ihn gewarnt, dass du ihm dort auflauern würdest.« Max atmete auf. Er hätte es nie zugegeben, doch das Ansehen des Rates und das Wohlwollen des Rektors bedeuteten ihm mehr als alles andere. Schließlich hing seine ganze Zukunft davon ab, dass der Rat ihn

für fähig hielt.

»Wer hat es Ihnen erzählt?«, fragte Max. Er selbst hatte mit niemandem darüber gesprochen.

»Kurz nachdem du aufgebrochen warst, hatte Celia eine Vision. Wir wussten also bereits, was passieren würde.«

Celia, die Tochter des Direktors, war eine der sehr wenigen wirklich fähigen Seherinnen, die momentan das Internat besuchten. Er hätte sich eigentlich denken können, dass sie irgendeine Ahnung gehabt haben musste.

»Und warum bin ich dann hier?« Max fuhr sich durchs Haar und fragte sich, ob man ihn trotz allem bestrafen würde.

»Nun, Celia hat davon gesprochen, dass jemand dich aufhalten würde. Sie konnte allerdings nicht genau sagen, wer dieser jemand war. Die Person war ihr völlig fremd.« Herr von Hohenfeld zog die Stirn in Falten. Doch Maximilian wusste genau, wer diese Person gewesen war.

»Ich war auch etwas überrascht, als ich Niccolo verfolgte und mich plötzlich ein mir völlig fremdes Mädchen ansprach. Sie hat sich furchtbar aufgeregt und mir vorgeworfen, es sei unhöflich, andere Menschen zu ignorieren.« Ohne sie hätte er diesen Mistkerl bestimmt noch eingeholt. Er bemerkte, dass seine Hände zu Fäusten geballt waren und zwang sich, sie wieder zu lockern.

»Vielleicht hat sie sich nur verstellt?«, fragte der Direktor. Die kleinen Fältchen um Nase und Mund vertieften sich.

»Das habe ich zunächst auch geglaubt. Aber ich bin ihr gestern, um sicher zu gehen, eine Weile lang gefolgt. Sie schien davon absolut gar nichts bemerkt zu haben und hat sich auch in keiner Weise auffällig verhalten.« Es war nicht gerade spannend gewesen, sie zu beschatten und hätte ihm fast den letzten Nerv geraubt. Ein belangloseres Leben konnte er sich kaum vorstellen. Wie hielten normale Menschen so etwas bloß aus? Den Alltagstrott, jeden Tag dieselben Leute und Orte. Vielleicht war das der Preis dafür, in Sicherheit zu sein, doch Maximilian konnte sich trotzdem nicht dazu bringen, sie darum zu

beneiden.

Der Direktor lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und musterte Max einen Moment lang nachdenklich. Dann schien er sich für etwas zu entscheiden, er nickte langsam. »Ich möchte, dass du sie zu mir bringst. Ich habe kein gutes Gefühl dabei, wenn ich mir vorstelle, dass es dort draußen junge Wanderer gibt, über die wir nichts wissen. Und wenn sie eine Seherin ist, dann wäre das fast noch gefährlicher.« Maximilian stimmte dem Direktor zu, verabschiedete sich und machte sich dann auf den Weg zurück in sein Zimmer.

Das Mädchen war ein Problem. Ein Problem, mit dem er sich jetzt herumzuschlagen hatte. Bei der Vorstellung, sie irgendwie dazu bewegen zu müssen, mit ihm aufs Internat zu kommen, sträubten sich ihm die Nackenhaare.

Kunst: befriedigend

Mein Atem stockte. Da stand es, der Beweis meines Versagens. Der ganze Aufwand, all die Stunden, die ich in den letzten Tagen damit verbracht hatte, den Aufsatz zu schreiben, waren völlig umsonst gewesen. Der Traum, meinen Abschluss an der Palaestra zu machen, würde für immer nur das bleiben: ein Traum.

»... von einigen von Ihnen müssen wir uns jedoch heute verabschieden. Wir wünschen Ihnen alles Gute und viel Erfolg bei Ihrem weiteren Werdegang.

An alle Schüler, die wir im nächsten Jahr wieder begrüßen dürfen ...« Ich hörte kaum auf das, was der Rektor des Gymnasiums noch über Verantwortung, Fleiß und all die anderen Eigenschaften erzählte, die nicht mal zwanzig Prozent der Schüler besaßen. Denn ich hatte es nicht geschafft, war nicht eine derjenigen, die das Gymnasium verließen. Ich würde weitere drei Jahre lang hierbleiben, mein Abi machen und die Palaestra niemals von

innen sehen.

Für einen Außenstehenden wäre es wahrscheinlich unverständlich, aber die Privatschule in dieser Gegend, das Palaestra-Viatorum-Internat, war der Traum eines jeden Schülers. Das Grundstück war gigantisch, es gab einen Reitstall, einen Golfplatz und, was mich am meisten reizte, eine Schwimmhalle. Der Ruf der Schule war tadellos, so dass den Absolventen alle Türen weltweit offenstanden. Einziger Haken? Der jährliche Beitrag lag über dem, was meine Eltern selbst zusammen verdienten, und man durfte sich nicht bewerben, wenn auch nur eine Note schlechter war als »Gut«. Ich hatte immer geglaubt, ich würde es vielleicht schaffen, bis sich mit der Zeit herausstellte, dass ich absolut un kreativ war, wenn es um Kunst ging. *Befriedigend*, dieses kleine Wort bedeutete das Ende aller Träumereien.

»Nun gut, dann wünsche ich Ihnen allen eine schöne Ferienzeit und freue mich darauf, Sie in sechs Wochen wieder begrüßen zu dürfen.«

Das war das Stichwort. Der Lärmpegel schoss in die Höhe, als alle ihre Sachen zusammenpackten, ihre Stühle an die Tische schoben und sich auf den Weg in die Freiheit machten. Alle außer mir. Ich saß weiterhin auf meinem Platz und starrte auf das Papier, als könne ich es mit bloßer Willenskraft dazu bringen, in Flammen aufzugehen.

»Das war's«, murmelte ich, weil ich es aussprechen musste, um es zu glauben.

»Das war was?«, fragte Sophie hinter mir. Das fröhliche Lächeln auf ihrem Gesicht erstarb, als sie meine Miene sah.

»Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?« Ich seufzte und hielt ihr nur das Zeugnis hin. »Oh«, war alles, was sie sagte.

»Ich will auch nicht darüber reden. Wollen wir los? Schwimmtraining ist in einer Stunde.« Vielleicht würde mich das ja davon abhalten, grün anzulaufen und die halbe Schule auseinanderzunehmen.

»Tut mir echt leid, aber ich kann dich heute doch nicht mitnehmen. Ich muss meiner Mutter wegen Omas Geburtstag helfen. Du wolltest doch

Florian fragen, ob er fährt. Er würde dich sicher mitnehmen.« Sie warf einen Blick in Richtung Ausgang, wo Florian und ein paar der Hirnlosen sich darüber ausließen, wer am letzten Wochenende den meisten Alkohol getrunken hatte. Ich seufzte.

»Ich glaube, da laufe ich lieber.« Sophie setzte mal wieder eine Miene auf, als würde gleich eine ihrer Lektionen folgen. Was wenige Sekunden später dann tatsächlich der Fall war.

»Emilia, du hast totale Vorurteile! Das sag ich dir immer wieder. Wenn du nicht lernst, Menschen nicht auf den ersten Blick in eine Schublade zu stecken, dann hast du es einmal ganz schwer im Leben. Florian ist echt ein lieber Kerl und außerdem läuft man bis zur Halle bestimmt eine Stunde. Willst du dir das allen Ernstes antun?«

»Ich kann ja auch den Bus nehmen.«

»Nein, das kannst du nicht«, sagte sie bestimmt. Da gab es nichts zu machen. Wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann zog sie es auch durch.

»Na schön!«, fauchte ich. »Aber ich frag ihn selbst. Wag es ja nicht, wieder meine ›Liebesbotin‹ zu spielen. Außerdem musst du jetzt los.« Ein Blick auf die Uhr reichte, um sie abzuwimmeln. Sie gab mir einen flüchtigen Kuss, versprach, dass wir telefonieren würden, und verschwand dann durch die Tür.

Das Zeugnis noch immer in der Hand steuerte ich auf die drei Jungen zu, die mittlerweile zum Schluss gekommen waren, dass keiner gewonnen hatte. Immerhin konnte sich auch keiner von ihnen an die zweite Hälfte des Abends erinnern, was die Punktevergabe etwas erschwerte. Ich blieb vor ihnen stehen und sah zu Florian auf. Ich würde nett zu ihm sein. Ja, das würde ich. Nett, zuvorkommend und völlig vorurteilslos.

»Hey, Emmy.« Okay, vielleicht nicht ganz so nett.

»Wie gut du mich doch kennst. Weißt genau, wie ich gern genannt werde. Nicht wahr, Flobär?« Er grinste nur, während die beiden anderen Idioten sich

vor Lachen die Bäuche hielten.

»Ja, so ist das mit uns beiden. Aber wenn du mich jetzt öffentlich Bär nennen darfst, darf ich dann auch deine Kosenamen benutzen? Natürlich nur die jugendfreien.« Ich verdrehte nur die Augen. *Immer ruhig bleiben, Emilia, du bist ein willensstarker Mensch. Wie man so schön sagt: Der Klügere gibt nach!*

»Nein. Aber egal. Was ich eigentlich fragen wollte ... Du fährst doch gleich zur Halle, oder? Kannst du mich vielleicht mitnehmen? Eigentlich wollte Sophie ja, aber sie ...«

Tobi unterbrach mich. »Oho, Flo, eine Einladung ins Schwimmbad von unserer Eisprinzessin, wenn das nicht mal ein Angebot ist.« Er knuffte ihn in die Seite und hielt ihm die Hand zum Einschlagen hin. Also das war es definitiv nicht wert.

»Vergiss es«, sagte ich und steuerte den Ausgang an. Allerdings kam ich nicht weit, bis Florian mich einholte.

»Hey, nimm die doch nicht immer so ernst. Tobi ist eben ein Idiot. Natürlich nehme ich dich mit. Darfst sogar meinen Helm haben.« Ich lächelte, weil das fast so klang, als liehe er mir eine Niere oder sonst ein lebenswichtiges Organ. Sein Moped war ihm jedenfalls heilig und wie es aussah, schloss das den Helm mit ein. Eine Zeit lang liefen wir schweigend nebeneinander zum Parkplatz. Florian war der Erste, der wieder sprach.

»Ich habe gesehen, wie du dich mit Sophie unterhalten hast ... Du sahst nicht sehr glücklich aus.« War das sein Ernst? Wollte er tatsächlich eine echte Unterhaltung mit mir führen? Eine, in der es nicht bloß darum ging, wie das Wetter wohl morgen sein würde?

»Ich habe eine Drei in Kunst. Was bedeutet, dass die Palaestra für mich gestorben ist.« Wir hatten mittlerweile sein Moped erreicht und er drückte mir den schwarzen Helm in die Hand.

»Die Palaestra? Dieses Internat? Wieso solltest du da nicht hin können? Die haben mich doch auch eingeladen und ich stehe in Mathe glatt auf Fünf.« Ich hielt inne. Das war nicht sein Ernst. Das *konnte* nicht sein Ernst sein.

»Was meinst du damit, sie haben dich *eingeladen*?« Ich versuchte, meine Stimme möglichst gleichgültig zu halten. Aber leider zitterte sie trotz aller Bemühungen.

»Na ja, ich habe vor ein paar Wochen den Brief bekommen. In einer Woche oder so ist da ein Vorsprechen. Vielleicht nehmen sie mich, mal gucken.« Er zuckte die Schultern, ganz so, als sei es ihm egal. Das war zu viel für mich.

»*Dich* laden die ein? Und ich darf mich nicht mal da bewerben?« Schockiert lockerte ich den Griff um den Helm in meiner Hand, was zur Folge hatte, dass das Teil mir aus der Hand rutschte und mit einem unschönen Geräusch aufs Pflaster schlug. Wütend wie ich war, war mir das vollkommen egal. Florian bückte sich langsam, um den Helm wieder aufzuheben. Dabei starrte er mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Was ehrlich gesagt der Wahrheit ziemlich nahe kam.

»Das ist nicht fair!«, sagte ich und spürte, wie mir die Tränen in die Augen schossen. Hastig wandte ich mich von ihm ab und lief weg.

Ich blickte mich nicht um, prüfte nicht, ob er mich noch immer ansah. Er kam mir auch nicht nach, was durchaus verständlich war. Immerhin hatte ich gerade auf metaphorischer Ebene seine Niere mit Füßen getreten. Aber in diesem Moment war es mir ziemlich egal, was Florian von mir dachte.

Ich brauchte eine volle Stunde und sieben Minuten bis zur Halle und glaubte, dass dieser Tag wohl kaum noch schlimmer werden könnte. Wie sehr ich mich täuschte.

3. KAPITEL

AUF T(A)UCHFÜHLUNG



Jackpot.

Maximilian beobachtete, wie das Mädchen bei jedem Schritt so fest auf den Boden stampfte, dass man meinen könnte, die Straße hätte ihren Hamster ermordet. Er lächelte. Er hatte geglaubt, es würde schwer sein, sie dazu zu bringen, die Palaestra zu besuchen und mit dem Rektor zu sprechen. Doch nach dem Gespräch, das sie mit ihrem Freund gehabt hatte, sah die Sache ganz anders aus. Sie *wollte* auf diese Schule. Ihr Freund schien es nicht einmal registriert zu haben, doch Maximilian hatte es sofort gespürt. Es bedeutete alles für sie. Das war interessant. Es hieß, die Schule habe eine besondere Anziehung auf Menschen mit magischer Begabung.

Das einzige Problem war der Typ. Wenn sie an ihrer eigenen Schule einen Freund hatte, würde sie von der Palaestra zu überzeugen vielleicht doch schwieriger werden als gedacht. Mit dieser Komplikation hatte er bereits gerechnet. Immerhin war sie ganz hübsch. In der Menschenwelt reichte das wahrscheinlich aus. Hier entstanden Beziehungen nicht, um die Bande zwischen Familien zu festigen oder auf Grund von kompatiblen Genen. Vielleicht gab es letztendlich doch etwas, um das Max sie beneidete.

Das Mädchen war vor dem Eingang zum Schwimmbad stehengeblieben. Max sah, wie sie tief Luft holte und sich dann misstrauisch umblickte. Hatte sie etwa bemerkt, dass er sie verfolgte? Das war mehr als unwahrscheinlich. Trotzdem wich er hinter eines der Autos auf dem Parkplatz zurück und schob

sich die Sonnenbrille wieder vor die Augen. Sie zögerte noch kurz, betrat dann aber doch das Bad.

Einen Moment lang war Max sich nicht sicher, ob er ihr folgen sollte. Wenn sie ihn wirklich gesehen hatte, könnte das Schwierigkeiten geben. Doch was für eine Wahl hatte er schon? Aus ihrem Gespräch hatte er schließen können, dass ihr Freund ebenfalls dort drin war. Wenn die beiden sich nun vertragen und den Nachmittag gemeinsam verbringen würden? Die ganze Sache wäre bedeutend leichter, wenn er allein mit ihr sprechen könnte.

Er sah sich noch einmal um, dann folgte er ihr durch die Drehtüren in das Gebäude.

»Er ist nicht wirklich da. Du hast ihn dir nur eingebildet.« Diese beiden Sätze betete ich wie ein Mantra vor mir her, während ich mich hastig umzog. Doch keine Worte dieser Welt hätten mein pochendes Herz beruhigen können. Ich hatte ihn *eindeutig* gesehen. Draußen auf dem Parkplatz, versteckt zwischen den Fahrzeugen: den Jungen aus der Kunstaussstellung. Jeglicher Zweifel war ausgeschlossen.

Wieso verfolgte er mich? War er einer dieser kranken Psychopathen, die Mädchen nachstellten, sie in ihren Lieferwagen luden und in irgendeinem Loch verscharren? Aber solche Männer waren normalerweise alt und sahen aus wie der pädophile Mörder aus *In meinem Himmel*. Sicher war das alles bloß ein dummer Zufall. Vielleicht wollte er nur schwimmen gehen und hatte auch nur in diesem einen Moment zu mir herübergesehen?

Nein. Selbst in meinem Kopf klang das albern. Aus welchem Grund auch immer, dieser Typ spionierte hinter mir her. Wäre mein Leben ein Liebesroman, dann wäre dieser gut aussehende Fremde ein Adliger, der sich bei unserer ersten Begegnung unsterblich in mich verliebt hatte und jetzt an nichts anderes mehr denken konnte, als mit mir zusammen zu sein. Oder mir

das Blut auszusaugen, je nach Genre. Die Realität jedoch war etwas völlig anderes. Erstens hatte er bei unserem Gespräch absolut gar kein Interesse an mir gezeigt, geschweige denn, dass er irgendwie verliebt gewirkt hätte, zweitens konnte ich mir kaum vorstellen, dass ein Typ wie er überhaupt etwas lieben könnte außer sein aufgeblasenes Ego, und drittens gab es keine Vampire. Worüber ich im Augenblick ganz froh war. Schlimm genug einen *menschlichen* Stalker zu haben.

Das Schwimmbecken für die Vereine war nicht so voll wie gewöhnlich. Es war gerade mal die Hälfte meiner Gruppe anwesend und nicht einmal ein Drittel von Florians Team. Dafür herrschte im Becken nebenan ein heilloses Durcheinander. Bei Ferienbeginn neigten die Leute leicht zur Hyperaktivität, Kinder und Jugendliche ganz besonders.

»Ach, die werte Dame gesellt sich auch noch zu uns. Was war denn bloß los? Du bist doch sonst noch nie zu spät gekommen!« Beate, meine Trainerin, musterte mich besorgt. Hoffentlich fragte sie mich nicht schon wieder, ob ich Probleme zu Hause hatte. Manchmal konnte man meinen, dass sie ihre Berufung verfehlt hatte. Psychotherapeutin hätte sehr viel besser zu ihr gepasst.

»Der Bus ist nicht gekommen«, murmelte ich. Das war zwar nicht gerade kreativ, aber glaubwürdig. Beate lächelte.

»Na, dann schwimm dich mal eben sechzehn Bahnen ein. Wir machen nachher Beintraining.« Ich stöhnte. Als ob der Tag nicht schon anstrengend genug war.

Bevor ich mich ins Wasser gleiten ließ, sah ich mich noch einmal in der Halle um, konnte den Jungen aber nirgends entdecken. Und wenn ich ihn mir nun doch nur eingebildet hatte? Verwirrt schüttelte ich den Kopf und tauchte in die blauen Tiefen.

Schwimmen war für mich wie Atmen. Es ließ mich klarer denken, konnte mich aber auch in einen Zustand der vollkommenen Stille versetzen. Dann dachte ich an nichts außer der Bewegung meiner Arme, die durch das Wasser

führen, meiner Beine, die unablässig strampelten, und das Ein- und Ausatmen. Fünf Armzüge und Einatmen. Dann Ausatmen. Fünf Armzüge und Einatmen. Dann Ausatmen ...

Ich hatte das Ende der Bahn fast erreicht, als ich spürte, wie ich ganz langsam abdriftete. Mein Verstand verfiel sich im Nichts und die Schwärze saugte mich geradezu auf.

Diesmal wusste ich sofort, wo ich die Klinke finden würde. Ich öffnete die Tür und stolperte hindurch. Aber ich sah nicht die Lichtung, nicht das Reh, nicht einmal den Löwen. Ich stand in einer schmalen Häusergasse. Die Wände standen so eng beieinander, dass ich, wenn ich nur die Arme ausstreckte, sie zu beiden Seiten berühren könnte. Es dämmerte, so dass der Himmel blutrot glühte. Ein himmlischer Anblick, der Sonnenuntergang. Glaubte ich zumindest, bis ich auf meine Füße hinab sah. Ein kleines, tiefrotes Rinnsal schlängelte sich die Regenrinne entlang und durchzog dabei das Wasser mit schmalen, dunklen Fäden. Woher das wohl kam? Ich ging weiter die Gasse entlang, den Blick noch immer auf meine Füße gerichtet. Die rote Flüssigkeit verdrängte das farblose Wasser immer mehr, bis es fast vollständig verschwunden war. Meine Schuhe waren mittlerweile nass und klebrig.

Ganz langsam hob ich den Blick. Eine Gestalt lag am Boden. Auf dem Bauch, das Gesicht zur Erde gerichtet und die Lederjacke über den Kopf gezogen. Es sah fast so aus, als schwimme er in einem See aus Blut. Ich wollte sein Gesicht sehen, wollte wissen, wer das war, auch wenn ich das Gefühl hatte, ihn schon zu kennen.

Vorsichtig kniete ich mich neben ihn und streckte die Hand aus, um die Jacke wegzuziehen. Da packte mich plötzlich jemand am Handgelenk und riss mich herum. Noch bevor ich irgendetwas erkennen konnte, presste sich etwas warm und weich auf meine Lippen. Intuitiv schloss ich die Augen ...

Der Druck verschwand von meinem Mund und ich spuckte einen Schwall Wasser auf den gefliesten Boden. Mein Hals fühlte sich an als hätte ich Säure geschluckt und der Husten wollte einfach nicht aufhören.

»Na endlich«, murmelte jemand über mir. Ich schlug die Augen auf, sah in das Gesicht der Person, die neben mir kniete und öffnete den Mund. Meine Kehle wollte mir allerdings noch nicht gehorchen, denn mein Schrei ging in einem Röcheln unter.

Die Haare klebten nass und dunkel an seiner Haut und ein steter Strom Wasser lief ihm in die grünen Augen. Dieser Blick ... Ich kannte ihn. Würde ihn überall wiedererkennen.

»Du!«, fauchte ich. Ich wollte bedrohlich klingen, aber mein Hals war so gereizt, dass ich stattdessen wieder zu husten begann. Die Angst, die meine Glieder lähmte, hielt mich nicht davon ab, wütend zu sein. Offenbar war ich durchaus im Stande, beide Gefühle gleichzeitig zu bewältigen.